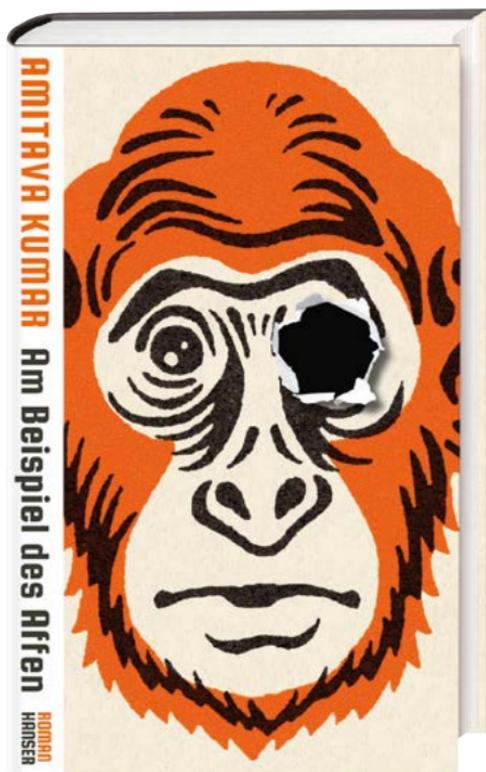


Leseprobe aus:
Amitava Kumar
Am Beispiel des Affen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER



AMITAVA KUMAR

Am Beispiel des Affen

Roman

Aus dem Englischen
von Nikolaus Stingl

Carl Hanser Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *Immigrant, Montana* bei
Alfred A. Knopf in New York.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26172-3

© 2017 by Amitava Kumar

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motive: © CSA Images/Getty Images, © Nastco/iStock

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

FÜR TEJU

Die Revolution riecht nach Geschlechtsorganen.

Boris Pilnjak, »Iwan und Maria«

*Oh, er liebte sie, genauso, wie die Engländer Indien liebten
und Afrika und Irland; die Liebe ist das Problem, denn
die Menschen behandeln ihre Geliebten nun mal schlecht.*

Zadie Smith, »Zähne zeigen«

TEIL I

Jennifer

*Forscher haben festgestellt, dass Menschen sich zu Menschen
hingezogen fühlen, die sich zu ihnen hingezogen fühlen.
(Aus einem Zeitungsausschnitt, den ich während der Nieder-
schrift dieses Buches in ein Arbeitsheft geklebt habe).*

Ich war ein frischgebackener Immigrant, darauf versessen zu glänzen, und, wenn man die Selbstbefleckung außer Betracht lässt, rein an Leib und Seele. Die Briefe, die ich meinen Eltern in Indien schrieb, waren voller Begeisterung für die Wunder meines neuen Lebens. Denen, die mich in Reagans Amerika willkommen hießen, hätte ich ungefragt am liebsten gesagt, dass *E. T.* den Oscar vor *Gandhi* verdient hätte. Letzteren fand ich nicht authentisch genug, entscheidender aber war, dass ich mir selbst nicht authentisch genug vorkam. Nicht so sehr pseudo als vielmehr substanzlos. Ich begriff, dass ich ein passendes Narrativ brauchte, das ich den Leuten präsentieren konnte, die ich kennenlernte. Ich empfand nichts als Verachtung für meine indischen Mitstudenten, die ständig davon erzählten, wie sie in Friseursalons ignorante Amerikaner zurechtwiesen, die gefragt hatten, wie es komme, dass sie so gut Englisch sprachen, oder ob sie irgendwelchen Stämmen angehörten oder unter Tigern aufgewachsen seien. Das Heimweh, das ich schätzen gelernt hatte, war eine hypertrophierte Sehnsucht nach der Vergangenheit als einem Ort, einem Ort mit Straßenschildern und einer Gestalt am oberen Ende einer Treppe, die ich erkannte. Dieses Verlangen hatte nichts mit der Art von Anmaßung zivilisatorischer Überlegenheit zu tun, die Menschen dazu bringt, Andachtsstätten zu zerstören oder Städte in die Vergessenheit bomben zu wollen. Das wusste ich, und dennoch war ich unsicher, was meine Geschichte anging. Es fehlte mir an gelassener Selbsterkenntnis. Wenn mich eine Frau ansprach, zumal eine attraktive Frau, wurde ich aufgeregt und redete zu viel.

Ich spreche hier von Ereignissen, die über zwei Jahrzehnte

zurückliegen; dies ist die Geschichte meiner ersten Jahre hier und meiner ersten Lieben. Aber die Entwicklung hin zu dem, der ich heute bin, diese *Evolution*, wenn man so will, reicht zurück bis zu den Affen, die mich als Kleinkind umgaben. Dies ist mein ganz persönlicher *Ursprung der Arten*. Die Affen meiner Kindheit mit ihren roten Hinterteilen kamen aus dem Geäst der Tamarinde und schälten die Orangen, die unbeaufsichtigt auf dem Balkon von Lotan Mamajis Haus liegen blieben. Das war in Ara in Ostindien Ende der Sechziger. Einer der Kriege gegen Pakistan war gerade vorbei, und in der Ferne drohte der nächste. Nehru war erst seit ein paar Jahren tot. In der Sprache der Geschichtsbücher: *Die Nation befand sich in Aufruhr*.

Lotan Mamaji war der jüngere Bruder meiner Mutter. Ein Riese von einem Mann, gewaltig und bärtig, den Paan in den Mund gesteckt wie ein Geheimnis, das er nicht teilen wollte. Eines Wintervormittags, als alle auf dem Balkon saßen und im Radio den Kricketkommentar aus den Eden Gardens hörten, stahl sich ein Affe in Mamajis Zimmer. Er kletterte auf das riesige weiße Bett, fand Mamajis Pistole und richtete sie, heißt es, wild fuchtelnd auf meine zwei Monate nach mir geborene Cousine, die noch im Kinderbettchen lag. Niemand rührte sich. Dann drehte er die Pistole um, das Primatenhirn veranlasste den opponierbaren Daumen, den Abzug zu drücken, und der Affe pustete sich den Kopf weg. Es handelte sich um ein mittelgroßes, junges Männchen. Fleischstückchen, Knochensplitter und Haare mussten von den Bildern längst verstorbener Familienpatriarchen gewischt werden, die an der Wand hingen.

In der Familie wurden so viele Lügen, so viele Halbgeheimnisse erzählt, dass ich nicht weiß, warum ich niemals irgendjemanden gefragt habe, ob die Affengeschichte stimmt. Lange Zeit war sie in meinem Bewusstsein als eine Tauferzählung

verankert, die mir das Wesen der Angst vermittelte, vielleicht auch eine Lektion über das Schicksal. Doch dann verlor die Vergangenheit ihre Autorität, und die Bedeutung des Vorfalls veränderte sich. Bis dahin hatte ich die Teenagerjahre hinter mir gelassen. Inzwischen drehten sich die wichtigsten Fragen um die Fiktion der Vergangenheit, die Vorstellung, die ich von mir selbst als Mensch hatte, und was es für mich bedeutete, Schriftsteller zu werden.

Für mich bedeutet die Vorstellung zu schreiben seit vielen Jahren, eine Gespaltenheit in meinem Leben anzuerkennen und mich damit zu befassen: die Kluft zwischen Indien, dem Land meiner Geburt, und den Vereinigten Staaten, wohin ich als junger Erwachsener kam. Falls und wenn ich mir meine Leserschaft vorstelle, so ist sie ebenfalls gespalten. Aber die beiden Orte sind miteinander verbunden, und zwar nicht nur durch die historischen Ereignisse, die kulturelle Organisationen in endlos langweiligen Jahresfeiern begehen, sondern durch Millionen individueller Sehnsüchte, all die Geschichten von erfülltem oder vereiteltem Verlangen. In meinem bevölkerungsreichen Stamm gibt es viele, die das Wunder und das Geheimnis dieses Zustandes untersucht haben.

Man betrachte die Affen in Ara, die Rhesusmakaken. Sie waren nicht bloß Besucher im Hause meines Onkels mütterlicherseits. Sie haben einen Platz in meiner Phantasie, weil sie ebenfalls unbesungene Einwanderer in Amerika waren. Vor ein paar Jahren las ich in einem Zeitungsartikel, dass das Affenproblem der Einwohner von Delhi auf die ersten Jahre der indischen Unabhängigkeit zurückgeht, als man damit begann, Tausende der Tiere aus der Gegend für wissenschaftliche Zwecke nach Amerika zu verfrachten. Jedes Jahr wurden zwanzig- bis fünfzigtausend Affen exportiert. Das gerade unabhängig gewordene Indien brauchte Devisen. Die

Amerikaner brauchten für ihre Experimente männliche Affen mittleren Alters. Folge dieser selektiven Fanggewohnheiten war laut einem Primatologen, der für den Artikel interviewt worden war, die Störung des ökologischen Gleichgewichts. Die Störung ergab sich daraus, dass sich der Familienverbund auflöste und die Affengruppen einem Vorgang unterlagen, den der Primatologe als *chaotische Spaltung* bezeichnete.

Aber treten wir einen Schritt vom Politischen zurück und begeben wir uns in den riskanteren Bereich des Persönlichen. Ich möchte den Blick darauf richten, warum mir Affen in den Sinn kamen, als ich die Arbeit an diesem Buch aufnahm. Aufgrund dessen, was ich 2010 in einer Zeitschrift gelesen habe, beanspruche ich eine Verwandtschaft mit den Affen meiner Kindheit: *Rhesusmakaken, die normalerweise über kein Ich-Bewusstsein verfügen, betrachten im Anschluss an eine Gehirnoperation ihre Genitalien in einem Spiegel. Ähnliche Hinweise auf ein Ich-Bewusstsein beschränkten sich zuvor auf höhere Primaten, Delfine, Elstern und einen Elefanten namens Happy.* (»Findings«, *Harper's Magazine*, Dezember 2010, S. 84.)

In Amerika, Land der Freiheit und Heimat der Tapferen, war es, bildlich gesprochen, möglich, Genitalien öffentlich zu betrachten.* Das entdeckte ich, als ich eines Dienstagabends in

* Bill Clinton über Präsident Obamas Wiederwahl: »Er hat mehr Glück als ein Hund mit zwei Schwänzen.«

Natürlich gebührt Bill Clinton in jedem Buch über die Liebe eine Fußnote. Mein Notizheft enthält außerdem folgendes Zitat: »Ich – aber Sie wissen ja auch, dass Liebe Verschiedenes bedeuten kann, Mr. Bittman. Ich habe – es gibt viele Frauen, denen gegenüber ich mich niemals unangemessen verhalten habe, mit denen ich befreundet bin und die auch mal ›Ich liebe dich‹ sagen. Und ich weiß, dass sie damit nichts Unrechtes meinen.« – Bill Clinton, Aussage vor der Grand Jury

meinem Studentenapartment in Morningside Heights das Radio einschaltete und eine Frauenstimme hörte. Sie sprach mit ausländischem Akzent, doch die Überraschung war, dass es um Sex ging. Sie hörte sich an wie Henry Kissinger. Ihr Name war Dr. Ruth. Im Gegensatz zu Kissinger riet sie uns: »Make love, not war.«

In Indien wurde Sex öffentlich nur in den Anzeigen erwähnt, die an die Mauern entlang der Eisenbahngleise gepinselt waren. Ich las sie, als ich auf dem Weg zum College von Patna nach Delhi fuhr, und mir wurde bange beim Gedanken daran, was mich erwartete, wenn ich endlich Sex erleben würde. Auf den Ziegelsteinmauern neben den Gleisen drängten einen große weiße Buchstaben in Hindi dazu, eine Telefonnummer anzurufen, wenn man unter vorzeitiger Ejakulation, Erektionsstörungen oder nächtlichen Ergüssen litt. Eine Nation stumm Leidender! Männer, die sich tagsüber im Büro mit gefurchter Stirn den Kopf hielten und, nach Hause zurückgekehrt, im Dunkeln unglücklich neben stillen, enttäuschten Ehefrauen wachlagen.

Aber nicht in Amerika, wo Dr. Ruth im Radio fröhlich mit einem redete. Ich hatte keine genaue Vorstellung davon, was *Epiglottis* und *guttural* eigentlich bedeuteten, aber diese Worte vibrierten in meinem Bewusstsein, als ich Dr. Ruth zuhörte. In der Zurückgezogenheit meines Zimmers erteilte ihre Stimme in dem kleinen schwarzen Radio-Kassettenrekorder den Männern in ihrem Publikum Rat. Auch wenn sie selbst schon zum Höhepunkt gekommen waren, konnten sie ihren Partnerinnen helfen, zum Orgasmus zu gelangen.

— Sie können ihr Lüste bereiten.

Ich hatte diesen Plural noch nie zuvor gehört. Ich sprach ebenfalls Englisch mit Akzent. Ich fragte mich, ob Dr. Ruths Sprachgebrauch korrekt war.

— Und für alle Frauen da draußen, ein Mann will einen Orgasmus. Na und! Verschaffen Sie ihm einen, das dauert zwei Minuten!

Was für eine Erleichterung. Und zwar aus mehr als einem Grund.

Manche Einzelheiten über sie erfuhr ich erst später. Dr. Ruth war in einem Waisenhaus aufgewachsen. Ihre Eltern kamen in Auschwitz um. Sie war sehr klein, hatte jedoch in einem Krieg gekämpft. Sie war einmal Guerillakämpferin bei der Haganah gewesen, und inzwischen war sie in diesem Land berühmt dafür, dass sie im Radio über Masturbation, Penisse und Vaginen sprach. Sie war zum dritten Mal verheiratet.

Jener Abend, an dem ich in meinem Zimmer in Upper Manhattan Dr. Ruth zuhörte, versetzte mich nach Delhi zurück, zu einem Morgen früher im selben Jahr, als wir gerade drei Frühlingstage genossen. Es war das Jahr meines Weggangs, 1990. Meine Freunde waren in meinem Zimmer im College-Wohnheim. Die Tochter des Heimleiters ging auf dem Weg zur Arbeit am Fenster vorbei, ihr Haar hing noch feucht auf ihren gelben Dupatta. Sie war Post-Doktorandin in Geschichte und würde bald Dozentin werden. Und dann rannten wir ans Ende des Flurs, um zuzusehen, wie sie auf dem Weg zur Bushaltestelle die kleine Holzpforte öffnete. Ihre einnehmende Gelassenheit, ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber der Existenz glotzender Mitmenschen war ein Anreiz zu kollektiver Begierde. Bald war sie fort, und die Gruppe kehrte, noch immer erregt, aber auch ein wenig enttäuscht, in mein kleines Zimmer mit den schmutzigen gekalkten Wänden zurück.

— Es gibt nichts Reineres als die Liebe zur Tochter des eigenen Vermieters, sagte Bheem.

— Nein, sagte Santosh nach einer angemessenen Pause.

Wenn man nach Unschuld sucht, nach dem reinsten Gangajal, dann muss man sich in die Frau seines Lehrers verlieben.

Wie um die Frage abschließend zu klären, sahen wir Noni an, einen Sikh aus Patiala. Er war als einziger von uns keine Jungfrau mehr.

Noni nahm seinen Turban ab, und sein langes Haar fiel ihm über die Schultern.

—Ihr Blödmänner habt doch keine Ahnung. Die einzig wahre Liebe, die einzig wahre erste Liebe, ist die Liebe zum Dienstmädchen.

Das wurde gebührend gewürdigt. Aber Noni war noch nicht fertig.

—Sie muss älter sein als man selbst, aber nicht sehr, und man muss sie zwar nicht unbedingt gevögelt haben, aber es ist wichtig, dass sie deine Hand nimmt und sie auf ihre Brust legt.

Es trat das übliche Schweigen ein, das auf die Äußerung einer bedeutenden Wahrheit folgt. Drei von uns fläzten nebeneinander auf dem Bett, die Köpfe an die Wand hinter uns gelehnt. Dunkle, ölige Flecken zeigten an, wo sich davor andere Köpfe gegen die Wand gedrückt hatten. Dann fing irgendwer an zu lachen.

—Ihr seid ein Haufen Schlappschwänze, sagte Noni, um das Lachen abzutun. Als ihr im Winter nach Hause gefahren seid, hat sich da einer von euch flachlegen lassen?

Er lächelte und verkündete mit einer weiteren Frage seinen eigenen Erfolg.

—Hat irgendwer mit der Mutter von einem Freund geschlafen?

—Ich, sagte Bheem. Er hatte helle Augen. Er lächelte ein sanftes, diskretes Lächeln.

—Wessen Mutter?, fragte Noni.

—Deine.

Noni war mein Dr. Ruth vor Dr. Ruth. Meine Naivität war der Eintrittspreis, den ich für seine Tutorien bezahlte. Noni hatte entdeckt, dass die medizinische Definition eines KusSES »die anatomische Juxtaposition zweier *Musculi orbicularis oris* im Zustand der Kontraktion« war. Das machte das Unvertraute noch unvertrauter. Er sagte mir, das Wort »Fick« sei ein Akronym, abgeleitet aus »für illegales, chronisches KoiTieren«; diese Terminologie wiederum sei eine Umformulierung der mittelalterlichen Regel, der »Fick« seinen Ursprung verdanke, nämlich »Fleischeslust in christlichem Konsens«. Noni lag komplett daneben; damals allerdings bewunderte ich seine Sexkenntnis.

Bis ich Noni in Delhi kennenlernte, beschränkte sich mein Wissen über Sex auf das, was ich aus den zensierten Filmen gelernt hatte, die samstags in Patna liefen. Ich saß mit anderen im Dunkeln, die Luft war warm, um mich herum Schweißgeruch, irgendwo wurde eine Zigarette geraucht. Es waren vielleicht noch zweihundert andere im Kino, fast alles Männer und die meisten älter als ich. In der Lokalzeitung pries sich das Kino als »luftgekühlt« an, doch was man atmete, waren die Ausdünstungen ruheloser Unterleiber, die auf den festgeschraubten Kunstlederstühlen, aus deren löchrigen Bezügen die Kokosfaserpolsterung hervorschaute, hin und her rutschten. In der Wohnung in Prag, wo die Handlung auf der Leinwand spielte, war es zweifellos kühler. Ein Mann mittleren Alters hatte den Verschluss eines BHs geöffnet, den eine unwahrscheinlich junge Frau trug. Sie drehte sich zu ihm um, ihre Brüste waren milchweiß, mit blassrosafarbenen, schlaffen Nippeln. An dieser Stelle erfolgte ein Schnitt und ein Sprung in der Handlung. Das Duo saß jetzt in einem offenen Wagen und fuhr in hellem Sonnenlicht auf einer leeren Straße unter belaubten Bäumen dahin.

Aber im Publikum in meiner Nähe hatte ein Kind zu weinen begonnen.

— *Scene dikha, baccha ro raha hai*, rief ein Mann aus dem Publikum, der wollte, dass wir ins Schlafzimmer zurückkehrten. »Zeigt die Brust. Sonst schreit das Baby.« Die grobe, damals verstörende Bemerkung büßte ihren verwirrenden Aspekt bald ein: wie Glimmer in einem Stück Granit schimmernd, gehörte sie eine Zeit lang zum nostalgischen Narrativ meiner späten Teenagerjahre.

Zehn Jahre danach war zum Wohle einer späteren Generation eine Sexratgeberkolumne im *Mumbai Mirror* in Indien populär geworden. Diese Entdeckung machte ich, als meine Wäsche in Zeitungspapier eingewickelt in mein Hotelzimmer zurückkam.

F. *Meine Freundin hat die Spitze meines Penis geküsst und am nächsten Tag Bauchschmerzen bekommen. Kann es sein, dass sie schwanger ist? Soll sie irgendwelche Tabletten nehmen?*

R. Sie muss hinterher etwas gegessen haben, und das hat wahrscheinlich die Bauchschmerzen hervorgerufen. Von oralem Sex wird man nicht schwanger, und sie muss keine Tabletten nehmen.

F. *Ich bin ein fünfundzwanzigjähriger Mann. Bitte sagen Sie mir, ob man von regelmäßiger Masturbation einen größeren Hintern bekommt.*

R. Genauso wenig wie Ihre Nase, Ihre Finger und Ihre Zunge wird auch Ihr Hintern nicht größer werden.

F. Was den Sex angeht, darf ich bei meiner Partnerin nur einen Finger benutzen, und das auch nur ein paar Sekunden lang. Bitte sagen Sie mir, warum. Und wenn ich längere Zeit meinen Stuhl einhalte, schwellen meine Hoden an und schmerzen. Welchen Grund könnte das haben?

Auch hier hatte der gute Doktor, der Sexperte, eine grimmige Nüchternheit walten lassen, und der Humor in seinen Augen verbarg sich hinter der dicken Brille, die er auf dem körnigen Foto trug.

R. Wahrscheinlich machen Ihre Absichten ihr Angst – Schwangerschaft oder eine Infektion. Warum fragen Sie sie nicht? Und wieso halten Sie längere Zeit Ihren Stuhl ein? Bitte erklären Sie das.

2014 brachte die *New York Times* einen Artikel über den Sexperten und machte die USA so mit Dr. Mahinder Watsa bekannt. Laut dem zuständigen Redakteur hat der Doktor über vierzigtausend Zuschriften von Ratsuchenden bekommen. Er hat versucht, die sexuelle Aufklärung zu fördern, doch viele seiner Kollegen sagten, es handele sich um Pornographie. Dr. Watsa hat als erster Wörter wie Penis und Vagina in der Zeitung verwendet. Ein Leser verklagte den Doktor wegen Pornographie und erhob den Vorwurf, die Redaktion habe Briefe fingiert, um die Zahl ihrer Leser zu steigern. Daraufhin ließ der Redakteur einen Sack voller ungeöffneter Briefe in den Gerichtssaal bringen. *Der Richter las sie in der Mittagspause und wies die Klage ab.* Dr. Watsa ist vor kurzem einundneunzig geworden.

Mittlerweile kann man die Kolumne des Sexperten im Internet lesen. In meiner Jugend in Indien gab es nichts der-



Nicht meine Eltern, aber gleichwohl meine Vorfahren. Dr. Ruth und Dr. Watsa, die mich in eine vom Licht neuer Erkenntnis erleuchtete Welt einführten.

gleichen. Wenn ich damals einen Brief hätte schreiben können, welcher wäre es dann gewesen?

Die Bandbreite der Probleme, die die Leute dem Doktor vorlegen, ist verblüffend, aber es wäre wohl dieser:

F. *Im letzten Semester bin ich in einem Fach durchgefallen. Meine Eltern haben sich Sorgen gemacht und sind mit mir zu einem Astrologen gegangen. Er forderte mich auf, meine Hose auszuziehen. Er sagte, das Ejakulat nach der Masturbation entspreche 100 ml Blut, daher meine Schwäche. Ich bedaure, dass ich ihm meinen Penis gezeigt habe. Bitte helfen Sie mir.*

R. Der Astrologe ist ein Schwindler und hat keine Ahnung von sexuellen Fragen. Masturbation ist vollkommen nor-

mal. Gehen Sie stattdessen zu Ihrem Studienberater und sprechen Sie mit ihm über Ihr schlechtes Abschneiden in diesem einen Fach.

Nach meiner Ankunft in New York pflegte ich im Kopf ständig ein Gespräch mit einem Richter zu führen, der mir Fragen stellte. Man hatte mich als Hochstapler bezeichnet; man hatte mir gesagt, das, was ich wolle, stehe mir nicht zu. Das war mein wahres, heimliches Leben, in dem ich einer gerichtlichen Befragung beiwohnte, bei der ein anderes Ich, ein beredteres und furchtloseres, lange Verteidigungsmonologe über die Gründe meines Hierseins hielt, darüber, wer ich war und warum mir gefiel, was mir gefiel. Der imaginäre Richter war ein Weißer; wir befanden uns in einem Gericht, das über Vorspiegelung falscher Tatsachen und über unsittliche Handlungen zu befinden hatte. Während ich ruhig in der Anklagebank stand, rief ich mir Texte ins Gedächtnis, die andere gesprochen hatten. *Schwestern und Brüder Amerikas, ich danke euch im Namen der Mutter aller Religionen, und ich danke euch im Namen der Millionen und Abermillionen von Hindus aller Klassen und Konfessionen*, hatte Swami Vivekananda 1893 beim Weltparlament der Religionen in Chicago gesagt. Anders als Vivekananda wandte ich mich von einem weniger erhabenen Ort aus an den Richter, aber es fehlte mir nicht an Überzeugungskraft. *Ich sage Ihnen das alles vor dem Gericht für Einwanderungsfragen, Euer Ehren, weil ich klarstellen möchte, dass ich schon vor meiner Ankunft an diesen Ufern über Sex Bescheid wusste oder zumindest darüber geredet habe. Ich habe mich dafür entschieden, mich in persönlichen, mich in den allerintimsten Worten zu äußern, Euer Ehren, weil mir scheint, dass dem Einwanderer dieser wesentliche Teil des Menschseins vorenthalten bleibt. Sie betrachten in der langen Schlange am JFK Airport einen dunkelhäutigen, streng*

riechenden Einwanderer mit gehetztem Blick und vom langen Flug zerknitterten neuen Kleidern, und Sie fragen sich, ob er Englisch spricht. Es liegt Ihrem Denken und Ihrer Vorstellungswelt völlig fern zu fragen, ob er jemals sanfte Sätze voller Sehnsucht gesprochen hat oder was für heiße, schmutzige Wörter er seiner Frau ins Ohr raunt, während sie lacht und ihn im Bett umarmt. Sie betrachten ihn und glauben, dass er auf Ihren Arbeitsplatz aus ist, und nicht einfach nur darauf, flachgelegt zu werden. Ich sage Ihnen die Wahrheit, ohne mich zu schämen, und ich danke Ihnen, Euer Ehren, im Namen der dunkelhäutigen Horden, die nichts zu verzollen haben als ihr Verlangen.

Trotz solcher Erklärungen blieb ich so enthalten wie Swami Vivekananda. Aber ich freundete mich mit einer Frau namens Jennifer an.

Während ich auf den Vorlesungsbeginn wartete, zog ich einen Job im Universitätsbuchladen an Land. Die Auszahlung meines Stipendiums würde erst in anderthalb Monaten beginnen. Ich hatte kein Geld, und meine Eltern konnte ich um keines mehr bitten. Nachdem das Flugticket bezahlt war, hatte jeder weitere Anschaffungsbedarf einen panischen Gesichtsausdruck bei meiner Mutter hervorgerufen. Ich hatte zufällig mitbekommen, wie mein Vater gegenüber Lotan Mamaji in dramatischem Tonfall erklärte, mein Studium sei so wichtig, dass sie sich damit abgefunden hätten, über die Runden zu kommen, indem sie sich von Brot mit Salz ernährten. Das stimmte nicht so ganz, und er hätte es niemals in meiner Gegenwart gesagt, aber mir war bewusst, dass Geld knapp war. Der Buchladen zahlte sehr wenig – der Job war als »Praktikum« ausgewiesen, und wir bekamen nicht einmal den Mindestlohn –, aber mir gefiel die Arbeit mit Büchern. Mit einem nur ganz leichten Anflug von Unsicherheit in der Stimme

sagte ich Jennifer, ich sei Dichter. Jennifer arbeitete seit Jahren dort und war inzwischen für die geisteswissenschaftliche Abteilung zuständig. Sie war groß und dünn und band sich die langen braunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. Nach meiner Schätzung war sie etwa zehn Jahre älter als ich, aber ich konnte mich täuschen. Ich fragte sie nie, weil man mir gesagt hatte, dass das unhöflich wäre. Jennifer, erfuhr ich, hatte am Vorabend ihrer Masterprüfung einen Nervenzusammenbruch erlitten und die Uni abgebrochen. Der mir das sagte, war unser sambischer Kollege, der ebenfalls abgebrochen hatte. Er hieß Godfrey, und alle Welt nannte ihn einfach God. Er arbeitete schon seit Jahren neben Jennifer im Buchladen, und sie kannten sämtliche Professoren, von denen einige vor langer Zeit ihre Lehrer gewesen waren.

— Es war sehr tragisch, sehr tragisch, sagte God über Jennifer, und das strahlende Weiß seiner Augen weitete sich in gebührender Würdigung des entsetzlichen Geschehens.

Jennifers Freund, sagte er, sei Barkeeper in einem Lokal downtown gewesen. Er sei eines Nachts bei einem Motorradunfall auf dem FDR Drive ums Leben gekommen. Sie habe auf dem Sozius gesessen, und ihr Liebster sei in ihren Armen gestorben.

Dieser kurze Einblick in eine tragische Vergangenheit verlieh Jennifers Leben Tiefe. Mich aber zog eher ihre reine Haut an, und ich fragte mich, wonach sie wohl roch. Jennifer kleidete sich schlicht, und wenn ich ihr im Lagerraum gegenüberstand, war ich mir der geschwungenen Linie ihrer Brüste unter ihren hellen Baumwollhemden bewusst. Wenn ich allein war, stellte ich mir das Weiß ihrer Oberschenkel in ihren Bluejeans vor. Ich hatte noch nie die nackten Oberschenkel einer Frau gesehen. Im Buchladen war Jennifer allgemein beliebt, weil sie klug war und belesener als wir alle. Außerdem war sie

nett zu mir. Als ich mich einmal bei ihr beklagte, dass ich keine Lust hätte, zum Kennenlernabend für ausländische Studenten zu gehen, nahm sie mich stattdessen zu einer Vorführung von Michael Moores Dokumentarfilm *Roger & Me* mit.

Moore wollte Roger Smith, den Vorstandsvorsitzenden von General Motors, dazu bewegen, in seinen Heimatort in Michigan zurückzukommen und den Leuten gegenüberzutreten, die ihre Jobs verloren hatten. Der Film bestätigte, was ich bereits über Amerika herauszufinden begann. Armut oder Obdachlosigkeit war etwas, was ich durchaus nicht nur mit Indien assoziieren musste. *Roger & Me* erklärte die Realität, die ich vor den Toren der Universität gesehen hatte. Kaum hundert Meter von der Cathedral of St John the Divine entfernt, vor der Leute mit Kameras Schlange standen, sah ich eine alte, weiße Frau langsam die Straße entlanggehen, während ihr die Scheiße an den geschwollenen Beinen herunterlief. Eine Mutter mittleren Alters kam mit ihrer kleinen Tochter an mir vorbei. Als sie sich der alten Frau näherte, hielt sie ihrer Tochter die Augen zu.

Der Film errettete mich von meiner Passivität. Er ließ mich an die Außenwelt denken, aber ich dachte auch an Jennifer. Ich hätte sie gern geküsst, während sie nackt in meinen Armen lag; außerdem wollte ich, dass sie mich als einen Mann mit einer Kamera sah. Michael Moore war ehrlich und witzig, obwohl er so etwas wie eine schwammige Schlampigkeit zu verkörpern schien. Ich wollte unbedingt ein geistreicher Geschichtenerzähler sein und machte kein Hehl daraus, dass ich Jennifer mit glänzenden Essays über kleine Leute verführen wollte, die dem Spätkapitalismus zum Fraß vorgeworfen worden waren. Jennifer sah mich wahrscheinlich nicht so. An der Kasse im Buchladen gab es einen Ständer mit Postkarten, und eines Tages nahm sie eine heraus, und rief mich zu sich.

— Bist du das? Sie wirkte belustigt. Sie sagte: Ich habe die Frisur erkannt.

Ich betrachtete die Karte. Sie zeigte die Zeichnung eines Mannes, der mit einer Tasse in der Hand und gesenktem Blick an einem Tisch sitzt. Unter der Zeichnung stand eine Kurzgeschichte:

*Die Kellnerin kam an seinen Tisch, und er bestellte Eistee.
Sie flirtete kein bisschen, als sie die Bestellung entgegennahm,
und das enttäuschte und deprimierte ihn.*

R. Kevin Maler, »Counterfeit«

Die Geschichte brachte mich zum Lachen, und obwohl es mich freute, dass ich die Ursache von Jennifers Belustigung war, wusste ich, dass sie es kritisch meinte. Dank ihrer Bemerkung kam ich mir oberflächlich vor. Ich beschloss, mehr Zeit mit ihr zu verbringen. Auch nachdem die Vorlesungen begonnen hatten und ich nicht mehr im Buchladen arbeitete, schaute ich jeden Dienstag und Donnerstag dort vorbei und aß mit Jennifer zu Mittag.

— Kailash, warst du schon mal Äpfel pflücken?

Als Jennifer mir die Frage stellte, erklärte ich ihr, dass Äpfel in Indien in den Bergen wüchsen, in Kaschmir oder an hoch gelegenen Orten wie Shimla. Ich sei nie nördlich von Delhi gewesen.

— Ich komme aus dem glühend heißen Flachland, sagte ich in melodramatischem Ton zu ihr, worauf sie mich anlächelte, freundlich zwar, aber doch auch so zurückhaltend, dass es mich davon abhielt, weiter zu gehen.

Jennifer war einer der wenigen Menschen, die mich bei meinem vollen Namen riefen. In einem meiner Kurse hatte ein Kommilitone mir einen Spitznamen verpasst. In Amerika

wurden Namen gemeinhin verkürzt, doch in meinem Fall galt das nicht. Mein deutscher Freund Peter hatte begonnen, mich Kalaschnikow statt Kailash zu nennen. Das war ziemlich sperrig, aber die Leute fanden es einigermaßen witzig, deshalb blieb er dabei. Dann verkürzte irgendwer Kalaschnikow zu AK-47. Gelegentlich nannten mich Leute AK und manchmal einfach 47.

Eines Samstagmorgens klingelte Jennifer unten an der Haustür und rief meinen Namen in die Gegensprechanlage. Das war auch so eine Eigenheit von ihr; sie sagte niemals ihren eigenen Namen, nicht mal am Telefon. Für mich war das eine Lektion in Intimität. Man gab jemandem, den man liebte, einen neuen Namen, oder man äußerte den Namen, als wäre es der eigene.

Wir brachen in ihrem ramponierten blauen Volvo auf und fuhren etwas über eine Stunde lang in Richtung Norden aus der Stadt hinaus. Ich hatte keine Ahnung, dass Äpfel so dicht am Boden an kleinen Bäumen wuchsen und dass es so viele verschiedene Arten gab. Wir pflückten unsere Äpfel, dann kauften wir Cider Doughnuts. An jenem Abend kehrte ich mit zwei Papiertüten voller Äpfel zurück. Als ich in einen biss und der süße Saft meinen Mund füllte, setzte ich mich sofort hin und schrieb meinen Eltern in Patna. Ich erzählte ihnen, mein Zimmer rieche frisch und lieblich. Zumindest für den Augenblick vergaß ich meine Geldsorgen, vergaß auch die unerlässliche Übung, Dollars in Rupien oder Äpfel in den schwindenden Kassenstand im Haushaltsbuch umzurechnen – *werden mir am Monatsende wieder neun oder neunzig Dollar fehlen?* Während ich den Brief schrieb, traten meine Sorgen in den Hintergrund. Sogar meine Einsamkeit nahm eine angenehme Färbung an, so wie Gegenstände im Licht der untergehenden Sonne zu schimmern scheinen. Früher am Tag, schrieb ich, sei

ich zwischen langen Reihen von Bäumen entlanggegangen und hätte mit eigenen Händen Äpfel gepflückt. Ich sprach vom Herbst und davon, wie die Blätter in diesem Land die Farbe wechselten. Von Jennifer sagte ich nichts.

In Wahrheit, Euer Ehren, fühlt sich der Einwanderer in Schuldgefühlen heimisch. Wie könnte ich Schuld und Fehlverhalten von mir weisen? Ich spreche nicht bloß von den Lügen, die ich beim Antrag auf das Visum von mir gegeben hatte, nein, ich bin mir in diesem Augenblick nur der Schuld bewusst, meine Eltern verlassen zu haben. Eine heikle Sache. Meinen Vater, meine Mutter, mein Mutterland, meine Muttersprache.

Hallo, USA, 212-555-5826? So meldete sich der Telefonist von der Vermittlung in Indien. Ja, schrie ich, ja. Wie es schien, toste der Ozean, der uns trennte, in meinem Ohr. Ich wechselte zu Hindi über, aber der Telefonist sprach weiter Englisch und bestätigte dann meinen Namen. Als Nächstes begrüßte mich hastig mein Vater und fragte mich, wie es mir gehe, bevor er den Hörer an meine Mutter weiterreichte. Diese Anrufe waren teuer, das wusste ich. Bestimmt hatten meine Eltern, als sie das Gespräch anmeldeten, die ersten vier Minuten im Postamt bezahlt. Wenn sie abgelaufen waren, würde der Telefonist unterbrechen, um uns zu fragen, ob wir das Gespräch fortsetzen wollten. Dies war erst das zweite Telefonat mit meinen Eltern. Das erste hatte sich um meine Ankunft in New York gedreht.

—Warum hast du denn nicht geschrieben? So viele Tage und kein Wort.

—Ich habe geschrieben, sagte ich zu meiner Mutter. Und zwar erst gestern Abend.

—Ist es sehr kalt dort?

—Nein, nein. Ich war gestern auf einer Apfelplantage.

— Wir haben eine Rikscha genommen und sind hergekommen, weil ich von einem Traum aufgewacht bin ...

Sie wollte mir nicht erzählen, was sie in ihrem Traum gesehen hatte, also sagte ich ihr, ich hätte nur wegen meiner Seminare nicht geschrieben. Ich hätte viel zu tun. Ich wusste, der Anruf war unerschwinglich teuer, freute mich insgeheim aber doch, als meine Mutter »Verlängerung, bitte« sagte.

Sie wollten zum Diwali-Fest meine Großmutter im Dorf besuchen.

— Schick ihr auch eine Postkarte, sagte meine Mutter. Du brauchst nicht viel zu schreiben. Schreib einfach: *Mataji, es geht mir gut*. Bloß fünf Wörter, und sie wird sich freuen.

Meine Großmutter konnte weder schreiben noch lesen. Sie würde jemanden im Dorf, vielleicht ein Kind auf dem Rückweg von der Schule, bitten müssen, ihr meinen Brief vorzulesen. Oder meine Cousins Deepak und Suneeta, wenn sie nicht gerade etwas aus ihrem Garten oder ihrem Kornspeicher klauten. Ich schickte meiner Großmutter ungefähr einmal im Monat eine Postkarte. Zum Schreiben setzte ich mich hin und stellte mir dann ein Schulkind vor, das meine Worte vorlas. Um diesem Schulkind ein Gefühl der Ehrfurcht einzuflößen, fügte ich ein, zwei Zeilen über das Leben in Amerika hinzu.

Wenn es in Indien Mitternacht ist, ist es hier mitten am Tag.

Hier haben sogar die Müllsammler ihren eigenen Lastwagen.

Man kann nicht ohne Fahrkarte mit der Bahn fahren.

Um von einem Stadtteil in einen anderen zu kommen, benutze ich die Bahn, die unterirdisch fährt.

Wenn ich koche, funktioniert die Versorgung mit Gas genau wie beim Wasser. Es kommt aus einer Leitung, die an meinen Herd angeschlossen ist. Hier steht man nicht in langen Schlangen für Gasflaschen an.

Es war ein Samstagnachmittag im Frühherbst 1990. Jennifer und ich fuhren mit der U-Bahn zum Lincoln Center. Wir hatten vor, quer durch den Central Park zu spazieren und auf der anderen Seite in der Nähe des Hunter College herauszukommen. Wir wollten uns in der Asia Society eine Ausstellung von Fotografien von Raghu Rai ansehen. Beim Verlassen der U-Bahnstation am Lincoln Center fiel Jennifers Blick auf ein Poster, auf dem stand: GANDHI WAR EIN BEDEUTENDER WOHLTÄTER. Darunter standen in kleinerer Type die Worte: SEIN TRIZEPS HÄTTE ALLERDINGS EIN BISSCHEN TRAINING VERTRAGEN KÖNNEN. Es handelte sich um eine Werbung für ein Fitnessstudio. Wenn man frühzeitig Mitglied wurde, konnte man 150 Dollar sparen.

Ich sagte zu Jennifer, dass der Mahatma den Preis für das Angebot ziemlich happig gefunden hätte. Aber ihm hätte gefallen, dass man als Frühbucher Geld sparen konnte. Jennifer fragte, ob ich mich von der Reklame gekränkt fühlte, was ich verneinte.

In Indien war Gandhi ein Gesicht gewesen, das in den kleinen Städten Bihars von den Wänden der heruntergekommenen Büros lächelte. Dass ein Fitnessstudio in New York sein Bild auf diese Weise nutzte, rief mir in Erinnerung, dass der Mahatma auch noch einem anderen Verwendungszweck diente, der ihn aus dem Museum holte. In Indien nicht unbekannt, wurde dies von der offiziellen Ehrerbietung lediglich ignoriert. Das war der pietätlose Gandhi des indischen Marktplatzes. Lang lebe das Gandhi-Sicherheitsstreichholz. Lang

lebe der Bapu-Qualitätsjutesack. Lang lebe das Mahatma-Markensenföl.

Auf dem Poster mit dem Pfeil, der nach unten zum Ausstellungsraum zeigte, stand ein Zitat von Raghu Rai: *Ein Foto hat eine Lebensrealität festgehalten, und diese Realität wird für immer bestehen bleiben.* Die Ausstellung enthielt ausschließlich Schwarz-Weiß-Fotos und war in einem länglichen Raum im Kellergeschoss des Gebäudes untergebracht. Als wir eintraten, fiel unser Blick auf die Fotos an der Wand gegenüber. Es waren Bilder der sechs Jahre zurückliegenden Union-Carbide-Katastrophe in Bhopal. An den anderen Wänden hingen Aufnahmen, die Rai in Delhi und Bombay gemacht hatte. Wir sahen uns zuerst die Bilder aus Bhopal an. Es gab drei davon. Eines war das zur Ikone gewordene Bild von der Beerdigung des unbekanntes Kindes, dessen Augen weit offen stehen, während eine Hand den Körper mit Asche und Schutt bedeckt. Es gab noch ein zweites Bild vom Leichnam eines Kindes. Es handelte sich um ein Mädchen. Auf ihre Stirn ist ein Zettel geklebt, der auf Hindi ihren Namen – Leela – und den ihres Vaters, Dayaram, trägt. Das dritte Bild kannte ich noch nicht. Es zeigte einen Mann auf der verlassenen Straße vor der Union-Carbide-Fabrik; er trägt ein Bündel auf der Schulter. Jennifer nahm meine Hand, als ich dichter an das Bild herantrat, um die Legende zu lesen. Dann sah ich, was sie bereits gesehen hatte. Was ich zuerst für eine dicke Decke oder ein schweres Tuch gehalten hatte, war die Frau des Mannes. Unter dem Paisleymuster des Saris der Toten ragten zwei steife, nackte Füße hervor.

Die Bilder aus Delhi hingen an der Wand zur Rechten. In der Mitte ein Foto von Indira Gandhi, die mit dem Rücken zur Kamera in ihrem Büro sitzt. Zum Zeitpunkt der Aufnahme war sie Premierministerin. Eine einsame Frau, umgeben

von etwa zwanzig Männern in weißen Dhoti Kurtas, mit Nehru-Mützen auf dem Kopf, alle in Haltungen reinster Serilität eingefangen. Ein anderes von einem jungen Schwimmer, dessen Silhouette sich gegen den Himmel abzeichnet und der im Begriff steht, in das Bassin eines Baudenkmals aus dem 16. Jahrhundert zu springen. Im Hintergrund, in der Ferne, die modernen Denkmäler, die Wolkenkratzer am Connaught Place. Mein Lieblingsbild war eine Aufnahme, die Rai von einem Dach in Old Delhi aus gemacht hatte. Die Kuppel der Jama Masjid, ihre Minarette und die Dächer anderer Gebäude bilden den fernen Horizont; wie man an den brennenden Lichtern erkennt, dämmt es bereits, und den Vordergrund – aber immer noch so weit weg, dass man die Intimität der Handlung nicht zu stören scheint – nimmt eine Frau in einem erleuchteten Zimmer ein. Offenbar ist von der Moschee gerade der Ruf zum abendlichen Namaz gekommen. Die Fliesen und das Gitterwerk bilden ein feines Muster um die Frau, während sie selbst, oder was wir von ihr sehen, in weißes Licht getaucht ist. Sie hat den Kopf bedeckt, ihre Hände sind vor ihr zum Gebet geöffnet.